

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Band: 49 (1978)
Heft: 9

Artikel: Vom Mut, anstössig zu leben
Autor: Hartmann, Lukas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Mut, anstössig zu leben

Im deutschen Wochenblatt «Christ und Welt / Deutsche Zeitung» erschien in Nr. 9/78 unter dem Titel «Der Mann könnte uns gefährlich werden» ein Beitrag des Schriftstellers und Sozialpädagogen Dr. Lukas Hartmann. Gegenstand dieses Aufsatzes ist «Pestalozzis unterschlagene Aktualität als anstössiger Erzieher». Obwohl das Pestalozzijahr 1977 der Vergangenheit angehört, dürfte Hartmanns Beitrag auch jetzt noch das Interesse der Fachblatt-Leser finden.

Es gehört zu unseren entlarvendsten Sitten, die Leichname sogenannter «grosser» Menschen alle fünfzig oder hundert Jahre aus den Hallen der Unsterblichkeit hervorzuzerren und an ihnen pflichtgemäss einige feierliche Wiederbelebungsversuche vorzunehmen, für deren Nutzlosigkeit wir von vornherein sorgen. Danach überlassen wir sie getrost der weiteren Vermoderung.

Mit Pestalozzi wurde letztes Jahr besonders übel verfahren; die Verharmloser und Phrasendrescher hatten alle Hände voll zu tun, damit unter den Unverbindlichkeiten, die sie anhäuften, nicht sein wahres Antlitz erscheine. Das Motto, das über dem Pestalozzi-Jahr 1977 stand, lautet: Die alten Klischees verfestigen und ja nicht tiefer schürfen; der Mann könnte uns sonst gefährlich werden.

Jetzt beginnt sich der Weihrauch langsam zu lichten; vielleicht ist es möglich geworden, die ausgefahrenen Gleise der üblichen Würdigungen zu verlassen und sich zu Pestalozzi durchs Ungebahnte heranzutasten. Es wäre jedenfalls höchste Zeit, ihn vor seinen blinden Verehrern in Schutz zu nehmen.

Pestalozzi vertraute auf seine innere Stimme, auf seine Subjektivität, die oft die scheinbare Logik des Zeitgeistes überrannte; man gestatte mir, ebenso subjektiv, in diesem Fall: einseitig zu sein. Ich will bewusst Partei ergreifen für einen Mann, der uns beispielsweise — nähmen wir ihn ernst — dazu zwingen würde, unsere vollklimatisierten und -technisierten Schulhäuser abzureissen, oder auch dazu, die gewaltigen Verwaltungstrakte unserer Konzerne in menschenwürdige Wohnungen für die hinausgeworfenen Gastarbeiter zu verwandeln.

Was hat mich an ihm zuerst berührt? Vielleicht die Ahnung von einem radikalen Leben, das mir jedoch nur bruchstückhaft bekannt war, reduziert auf die berühmten Grabsteinfloskeln, die gleichsam mit der Heiligsprechung enden: «Alles für andere, für sich nichts.» Was mir von Anfang an widerstrebte: diese tränenselige Waisenvater-Gebärde, mit der er mir allenthalben begegnete, meist an Schulzimmerwänden und in Schulhäusern, die mir, als Schüler, Angst einjagten oder in denen ich, als Lehrer, Schüler vom Leben abhielt.

Ich erinnere mich: Unsere Schulschlussfeiern fanden in der Kirche statt. Kaum jemals versäumte es der Schulkommissionspräsident, von der Kanzel herab Pestalozzis Menschenbild zu erläutern. Während wir zum Stillsitzen verknurrt waren, pries er, ein grämlicher Herr, die harmonische Ausbildung aller Kräfte und die ganzheitliche Entfaltung des Menschen. Danach rezitierten wir im Chor mühsam eingedrillte Verse; der Schulvorsteher verlas am Altar, umrahmt von Gladiolensträussen, eine Liste der besten Schüler mit dem jeweiligen Notentotal; das Scholorchester spielte eine Suite von Telemann, und zum Schluss marschierten wir in Einerkolonne aus der Kirche. Damals gehörte Pestalozzi für mich zum allgemeinen Stumpsinn der Schule, dem ich mich tagtäglich unterwarf.

Später, im Seminar, nahmen wir ihn, wie man sagt, ausgiebig durch. Wir lasen, im Fach Pädagogik, die «Abendstunde eines Einsiedlers», Pestalozzis erste wichtige Schrift. Ich verstand wenig von dieser dunklen, schwärmerisch anmutenden Sprache; manchmal glaubte ich einen Moment lang ihren Atem zu spüren — aber dieses zaghafte Ergriffensein wurde wegrasiert vom scharf gewetzten Verstand des Lehrers, der Pestalozzis Begriffe analysierte und nummerierte, das heisst: von allem Leben entleerte.

Kein Wort über diese verstörende Biographie, die im Grunde eine ununterbrochene Kette von Misserfolgen ist; kein Wort über Pestalozzis politische Auffassungen; kein Wort über seine Radikalität; die ihn dauernd in Gegensatz zu den herrschenden Meinungen brachte. Pestalozzi blieb für uns, was er, ohne bedrohlich zu werden, offenbar bleiben sollte: ein Denkmal mit ein wenig Grünspan, ferngerückt, aber verehrungswürdig.

Wann sich die Vermutung, dass mit diesem Feierstunden-Pestalozzi etwas nicht stimmen konnte, zu verdichten begann, weiss ich nicht mehr genau. Irgend einmal, vor ein paar Jahren, fiel mir der Stanser Brief in die Hände. Ich las ihn, voller Aufregung, hin und her gerissen zwischen Bewunderung und Widerspruch. Ich las den autobiographischen «Schwanengesang», diese bittere Abrechnung mit einem Leben, das im Rückblick fast zur Gänze verpfuscht und nichtig erscheint. Ich las, mit wachsen-

VSA-Fortbildungskurs für Köchinnen und Köche in Alters- und Pflegeheimen

26./27. Oktober 1978

in der Paulus-Akademie Zürich, durchgeführt unter dem Patronat der Altersheimkommission VSA

Kursleitung: David Buck, Wetzikon

Programm

26. Oktober 1978

- 10.00 Kurseröffnung
- 10.10 **Die Heimverpflegung** D. Buck
 – Die Bedeutung der Küche im Heim
 – Heimverpflegung als fester Auftrag im Dienst am Betagten
- 11.10 **Das Wahlmenu** D. Buck
 – Wie können Menuwünsche besser berücksichtigt werden?
 – Wie vermeiden wir Verluste?
 – Ein praktisches Beispiel
- 12.15 Mittagessen
- 14.00 **Die Stellung des Heimkochs** D. Buck und ein Küchenchef
- 14.30 **Die Stellenbeschreibung des Heimkochs**
- 15.10 **Gruppenarbeit**
 – Besprechung der Stellenbeschreibung
- 16.00 **Tiefkühlgeräte und -einrichtungen für den Grosshaushalt** Fr. Fausch
 – Verschiedene Möglichkeiten
 – Ausnutzungsgrad / Grössenwahl
 – Inneneinrichtungen (Ordnung)
 – Pflege und Handhabung
 – Verhalten bei Pannen
- Selber Tiefkühlen**
 – Grundsätzliche Voraussetzungen beim Tiefkühlen von Lebensmitteln
 – Wie richtig vorgehen? (Handhabung von Tiefkühleinrichtung und Tiefkühlprodukten)
 – Was eignet sich? Wie vorbehandeln?
 – Verpackung

Auftauen und Zubereiten von Tiefkühlprodukten

- Gekaufte sowie selber tiefgekühlte Lebensmittel schonend behandeln

Fragen – Diskussion

Gemütlicher Abend (Teilnahme freiwillig)

27. Oktober 1978

- 08.00 **Der Koch als Chef** D. Buck
 – Die Persönlichkeits-Entfaltung
 – Die Entwicklung vom Restaurationskoch zum Heimkoch
 – Der Alleinkoch im Heim
- 09.00 **Der Mitarbeiter in der Küche** D. Buck
 – Die Einführung
 – Die Begleitung
 – Die Förderung
 – Die Qualifikation
- 10.10 **Das Lebensmittelgesetz** B. Cloetta
 – Was der Koch wissen muss
 – Diskussion kant. Lebensmittel-Inspektor
- 11.30 **Dessert-Vorschläge** D. Buck
 – Backwinke
 – Die Quarkspezialitäten
- 12.15 Mittagessen
- 14.00 **Energie** Herr Lins
 – Das Problem im allgemeinen
 – Energie-Verbrauch in der Küche
 – Energie-Einsparungen in der Küche
 – Diskussion EKZ Zürich
- 16.00 Kurs-Abschluss

Kursort: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich

Kurskosten: Fr. 120.— für Teilnehmer, deren Heim VSA-Mitglied ist, inkl. 2 Mittagessen, ohne Unterkunft.

Fr. 170.— für Teilnehmer, deren Heim nicht VSA-Mitglied ist, inkl. 2 Mittagessen, ohne Unterkunft

 Hier abtrennen

Anmeldung (Kochkurs)

bis 13. Oktober 1978 an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Telefon 01 34 49 48.

Name, Vorname _____

Adresse, Telefon _____

Name des Heims _____

Ist das Heim Mitglied des VSA? Ja Nein

(Die Teilnehmerzahl ist beschränkt; die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eingangs berücksichtigt.)

Datum _____

dem Staunen die Abhandlung «Ueber Gesetzgebung und Kindermord», in der die Doppelmoral der Zeit in leidenschaftlichem Ton gezeisselt wird. Ich las die Fabeln, deren Ideologie gelegentlich ins maoistische Schema passen würde. Ich las die Revolutionsschriften, in denen sich Pestalozzi als Verfechter der neuen Ordnung (als Kollaborateur in den Augen der Konservativen) entpuppt. Und ich las die Brautbriefe, die das Leiden an einer ambivalenten, von Illusionen genährten Beziehung widerspiegeln.

Mein Pestalozzi-Bild erweiterte sich — zu meiner Ueberraschung — nach allen Seiten hin: es wurde facettenreicher, lebendiger, gleichzeitig widersprüchlicher. Ich merkte: wenn wir Pestalozzi entstauben und vor verharmlosender Feierlichkeit retten, wird er, noch heute, zum Unruhestifter.

Welche Absurdität (und doch auch: welche Logik!), ausgerechnet Pestalozzi zum vorbildlichen Schweizer zu erheben. Von den Tugenden, die nach allgemeiner Uebereinkunft zum schweizerischen Idealcharakter gehören, besass er keine. Er war weder ordentlich noch sparsam, im Gegenteil: Wer ihm nahestand, klagte über seine vernachlässigte Kleidung und seine katastrophale Wirtschaftsführung. Kaltschnäuzige Geschäftsführung ging ihm gänzlich ab; er neigte, wenn ihm Armut begegnete, zu verschwenderischen Eskapaden, die ihm seine Frau mit buchhalterischer Grämlichkeit vorzuhalten pflegte. Was wir gesunden Wirklichkeitssinn nennen, mit andern Worten: die Fähigkeit, den eigenen Vorteil wahrzunehmen, fehlte ihm ebenso wie die äussere Sicherheit, die ihm und den Seinen ein bürgerlich-behagliches Leben garantiert hätte.

Die Bürger verstiessen ihn

Von nahem besehen, sind alle seine Unternehmungen früher oder später gescheitert — sei es, dass die Zeitumstände sie, wie in Stans, behinderten oder allmählich, wie in Yverdon, in ihr Gegenteil verkehrten; sei es, dass Pestalozzis chaotische Persönlichkeit sie, wie auf dem Neuhof, in Verstrickungen hineinzwang, denen sie auf die Dauer erliegen mussten.

Während die bürgerliche Legende am Bild des entsagungsvollen Menschenfreundes pinselt, lässt sie eine andere Seite völlig im dunkeln: die politisch engagierte nämlich. Anders gesagt: zum feiertäglich verummumten Pestalozzi gehört auch sein politisches Eunuchentum. Dass dieser Mann handgreifliche Vorschläge zur Reform des Bodenrechts formuliert hat, wird in Gedenkreten wohlweislich verschwiegen; es sind Vorschläge, die heute, da sie auf gerechtere Verteilung zielen, als kommunistisch verschrien würden.

Er blieb unbestechlich sich selber treu und verfiel deshalb zahllosen Irrtümern, obgleich er sich in der Hauptsache, in der Richtung seines Lebens, nie irrte. Er liess sich von keinem Lager vereinnahmen und sass deshalb zwischen Stuhl und Bank. Das Bürgertum, aus dem er stammte, verstiess ihn zunächst. Auch nach 1800, als der Wind sich drehte, behielt er, bei aller Freundlichkeit, eine sichere Distanz bei, die er lediglich zu überwinden trachtete, wenn er

gezwungen war, die Rolle des Bittstellers anzunehmen.

Auf der andern Seite war es sein Lebensziel, die Getretenen und Ausgestossenen «zu wahrer Menschlichkeit emporzubilden». Er versuchte mit Inbrunst, sich ihnen gleichzusetzen und ihre Armut zu teilen; dennoch muss er in bitteren Augenblicken gehnt haben, dass die Kluft zwischen ihm und ihnen unüberbrückbar war. Er gehörte weder zu den einen noch zu den andern; er gehörte nur sich selbst.

Pestalozzi verlor seinen Vater, als er fünfjährig war. Neben dieser Katastrophe suchten ihn noch andere heim: von sieben Geschwistern starben vier in der frühen Kindheit. Starke Beziehungen, die er einging, rissen jäh ab; geliebte Menschen verschwanden plötzlich und hinterliessen eine Leere, die das Kind gegen den unerträglichen Schmerz, der in es einströmen wollte, abzusperren versuchte.

Was um aller Welt willen mag eine Gesellschaft, die im Wohlstand ersäuft, dazu bewegen, ausgerechnet eine Figur, die der Armut dienen wollte, zu ihrem Schutzherrn zu machen? Allein das schlechte Gewissen? Ich vermute darüber hinaus zweierlei (und ich glaube nicht, dass das eine das andere ausschliesst).

Das erste. Es gibt in dieser Gesellschaft trotz ihrem offenkundigen Reichtum beträchtliche Unterschiede zwischen hohen und niedrigen Einkommensschichten, zwischen Besitzanhäufung und Besitzverzettlung, und vor allem: es gibt ein erschreckendes Gefälle zwischen uns und jenen Ländern, für deren Ausnützung wir den euphemistischen Begriff Entwicklungshilfe geprägt haben. Davon zu reden, bedeutet, diese Verhältnisse in Frage zu stellen. Pestalozzi hätte zweifellos in aller Deutlichkeit darüber geredet.

Wer sich indessen darauf beschränkt, Pestalozzis Demut und Opferbereitschaft als zeitlos gültiges Vorbild anzupreisen, will uns, wie mir scheint, dazu überreden, den Status quo mit eben dieser Opferbereitschaft anzunehmen. Tue Gutes, heisst es, ohne an dich zu denken; im Klartext: vergiss deine Bedürfnisse und füge dich pestalozzianisch-christlich in die bestehenden Verhältnisse. Oder: erst wenn du entsagst und verzichtest, bist du ein guter Mensch. Zu fragen wäre: Worauf verzichten und zu wessen Gunsten?

Ich wage eine Sprung ins Hypothetische: Pestalozzis lebenslänglicher Drang, eine Grossfamilie um sich zu scharen, liesse sich deuten als Versuch, die verlorengegangene intakte Urgemeinschaft wiederherzustellen, sein ständiges Scheitern als zwanghafte Wiederholung der katastrophenerfüllten Kindheitsgeschichte.

Ein weiterer Strang im Wurzelgeflecht der Frühzeit: Pestalozzi verbrachte den Sommer meist beim Grossvater väterlicherseits, der Pfarrer in Höngg war. Im Gegensatz zu den bedrückenden Verhältnissen in der Zürcher Mietwohnung genoss er auf dem Land die

Freiheit des ungebundenen Herumstreichens, eine Weite, deren Grenzen er selber absteckte. Er suchte die Gesellschaft der Dorfkinder, die in Armut lebten; er wollte sich ihnen zugehörig fühlen. Aber er blieb für sie der Städter mit den gebürsteten Kleidern, und die Verständigung mit ihnen fiel ihm schwer: Ihre Sprache schien ihm rau und ungehobelt, ihre Spiele waren grob und erfüllten ihn mit Furcht.

Ich vermute, dass dieses Gefühl, ein Fremder zu sein, die Sehnsucht nach dem, was ich Urgemeinschaft nenne, verstärkte und sich gleichsam wie eine Zwiebelhaut über den innern Kern der Kindheitserlebnisse legte. Die Kluft überwinden; in den verlockenden Dunstkreis der Sippe treten, der er sich in ihrer kärglichen Behausung gegenüber sah. Das Mittel dazu: arm werden wie sie; mit vernachlässigtem Aeussern die angestrebte Gleichheit signalisieren.

Die Versteinerung einer Idee

Das zweite. Da hat einer gelebt, gelitten, gekämpft; da hat einer von Ganzheit gesprochen und sie zu verwirklichen versucht. Er hat zum Beispiel als Bauer gelebt; er hat Wohngemeinschaften gegründet; er hat immer wieder über den Sinn des Lebens nachgedacht. Und wir? Wir haben uns in einer bürokratisch verwalteten Welt einzurichten, die die letzten Grünflächen zu asphaltieren beginnt. Wir lassen unsere Kinder, ihrer künftigen Laufbahn wegen, leeres Wissen hamstern. Phantasie und Gefühle verkümmern, denn alles Irrationale behindert den gewinnverheissenden Kreislauf von Produktion und Konsum.

Leistungsfähigkeit, Reibungslosigkeit, Funktionstüchtigkeit sind die Managerziele, denen zuliebe wir den Wildwuchs des Lebens zurückgestutzt haben. Mit all dem verraten wir täglich uns und unsere wahren Bedürfnisse. Wo es uns danach drängen würde, Ganzheit wiederherzustellen, treiben wir die Spezialisierung weiter, trennen wir die Bereiche Arbeit und Freizeit noch schärfer voneinander. Wir liefern uns, in der Fromm'schen Terminologie, mit Haut und Haaren dem Haben und Habenmüssen aus. Das Sein, die Fähigkeit, mit mir und andern liebevoll umzugehen, lässt sich nicht in einen messbaren Ertrag oder eine verkäufliche Ware ummünzen und ist deshalb wertlos.

Ich stelle mir vor: wenn der Name Pestalozzi fällt, wenn Bruchstücke seines Lebens in unser Bewusstsein rücken, dann ergreift uns eine ferne Ahnung von dem, was wir in uns verschliessen mussten, von all dem Ungebändig-Gefühlsbestimmten, dem Chaotisch-Anarchistischen, das wir, um zu überleben, längst gezügelt haben. Wir spüren vielleicht, dass dies der andere Pol, die Kehrseite eines reglementierten und entfremdeten Lebens wäre: uns auszusetzen wie er, Sicherheiten aufzugeben, eine von Liebe geleitete Gemeinschaft aufzubauen. Wir haben den Mut nicht dazu; aber was wir möchten und sollten, lässt sich abschieben auf jene Figur, die dann für uns alle gehandelt und vor hundertfünfzig Jahren unsere Schulden am Leben zu tilgen begonnen hat. Nicht:

Die Vereinigung zur Personalausbildung für Geistigbehinderte (VPG) führt Ausbildungskurse für Heim- und Werkstättenpersonal durch. Diese dreijährige, berufsbegleitende Ausbildung wird in vier Regionen der Schweiz angeboten.

Für die neu zu gründende Geschäftsstelle suchen wir eine/n initiative/n

Geschäftsführer/in

und

Kursleiter/in

Voraussetzungen sind:

- Erfahrung in Erwachsenenbildung
- Erfahrung mit Geistigbehinderten
- Fähigkeit, in einem Kursbereich kompetent zu unterrichten
- Organisatorische und administrative Gewandtheit

Geboten werden zeitgemässe Entlohnung und Sozialleistungen.

Nähere Auskunft erhalten Sie durch die Sachbearbeitungsstelle, Tel. 031 45 43 32.

Offerten sind zu richten an das Sekretariat VPG, Postfach 225, 3000 Bern 13.

ich habe eure Sünden, sondern: ich habe euer vergessenes und misshandeltes Leben auf mich genommen.

Gibt es nicht ausser einer Verehrung aus schlechtem Gewissen auch eine solche aus halb eingestandenem Unvermögen? Indem wir Pestalozzi in Bronze giessen oder in Granit hauen, lassen wir das, was er uns voraus hat, vollends versteinern.

Die Modernität Pestalozzis ist vielleicht das Widersprüchliche und Zerrissene seiner Existenz.

Er trat für die Revolution ein und hing dennoch zeitweise einem milden Patriarchalismus an. Er zog, als verfeinerter Städter, hinaus aufs Land, um den Boden zu bebauen und stolperte über seine mangelnden Erfahrungen und den Starrsinn, der ihm eingab, das Herkömmliche zu missachten. Er wollte durchaus fremden Kindern den Vater ersetzen, bezweifelte aber, was das Verhältnis zum epileptischen Sohn anging, seine erzieherischen Fähigkeiten. Er teilte Schläge aus, wenn ihn die Wut überwältigte; aber hinterdrein verlor er sich in Selbstvorwürfen.

Und auf einer abstrakteren Ebene: er galt — nach damaligen Maßstäben — als Intellektueller und hat sich dem Intellektualistischen widersetzt. Er erkannte den Riss, der, im Gefolge des aufkommenden Rationalismus, die Welt und ihn selber zu spalten drohte, und er versuchte ihn zu kitten, indem er die Utopie des ganzheitlich entfalteten Menschen entwarf; aber er erlag dem Wissenschaftsanspruch des Zeitalters, indem er dessen Sachverwaltern eine wissenschaftlich fundierte Methode zum Rechnen- und

Schreibenlernen in die Hände gab, die den Keim der Pervertierung bereits in sich trug — was er Elementarbildung nannte, wurde zu einer mechanisch-technischen Anleitung degradiert, die eine schnellere Dressur der Kinder versprach.

Die Liste liesse sich fortsetzen. Aber was soll's? Ich liebe Pestalozzi gerade seiner Widersprüche wegen.

Ein weiteres Wort noch zur Methode. Neben «Lienhard und Gertrud» ist sie derjenige Teil seines Werks, der die grösste Verbreitung und Anerkennung fand. «Lienhard und Gertrud», für die Armen bestimmt, wurde von den Bildungsbürgern gelesen, die daran das Malerische und Naturnahe rühmten. Die Methode verhiess raschen Erfolg, damit gesicherten Ertrag. Sie ist jener Teil des pestalozzianischen Gedanken- und Lebensgebäudes, der heute am veraltetsten, am überholungsbedürftigsten wirkt, und es ist kein Zufall, dass während Jahrzehnten einzig die Methode, losgelöst vom Hintergrund der Ganzheitsphilosophie, ernstgenommen und weiterentwickelt wurde. Pestalozzi heute: ein Mahnmal im Gräberfeld der Ideale, ein Klischee, ein beliebig ausbeutbarer Zitatenslieferant für konservative Pädagogen, allenfalls Klausurenstoff und unerschöpfliches Dissertationsthema. Pestalozzi, wie er wirklich wäre: ein radikaler Störenfried: ihn ernst zu nehmen, hätte erhebliche Folgen für unser Erziehungssystem, für unsere Wirtschaft und unsern Gefühlshaushalt.

Pestalozzi: kein Vorbild mit Strahlenkranz, sondern ein fehlbarer Mensch, der uns Mut machen könnte, ehrlicher, das heisst: anstössiger zu leben.

Heinz Bollinger:

Notizen im September

«Heute stellte ich mit Erschrecken fest, dass meine Fähigkeit zu leiden grösser ist als meine Fähigkeit, glücklich zu sein», sagt *Claudia Storz* in «Jessica mit Konstruktionsfehlern» (Verlag Benziger 1977). Das Buch geht unter die Haut: Was ist Glück? «Das Glück ist wie glänzendes Quecksilber in meinen Händen. Es rinnt in Silberkugeln durch die Finger, versuche ich sie wieder einzufangen, kann ich sie nicht mehr finden. Das Leiden sitzt tief in mir drin. Es ist verästelt und verwurzelt und lässt sich nicht ausreissen. Es gehört zu meinem Leben.»

Das Ereignis des Erschreckens dieses Mädchens Jessica, das einen langen, leidvollen Weg zu gehen hat, bis es zu einem neuen, mystischen Verständnis seines Namens («YES I CAN») kommt, widerfährt wohl jedem Menschen irgendwann, irgendwo im Leben. Denn die Entdeckung der Unfasslichkeit, Flüchtigkeit und Unbegreiflichkeit menschlichen Glücks, das nicht kalkulierbar ist, bleibt keinem erspart. Jeder

hat «Konstruktionsfehler» mit sich herumzutragen; der eine macht die Entdeckung später und spürt sie vielleicht lediglich in Form eines dumpfen Unbehagens, den anderen überfällt sie früh und schmerzhaft wie ein greller, scharf stinkender Blitz.

Wir alle befinden uns, auch im 20. Jahrhundert noch, in der Situation Hiobs. An dieser Situation haben die «Fortschritte» der Wissenschaft und Zivilisation nichts geändert. Das Leiden sitzt tief in uns, lässt sich nicht ausreissen, Sorge und Angst sind seine Schatten. Die Schatten — sie wachsen und wachsen: Sind sie im Licht des Angesichts Gottes lang, sind sie zu Zeiten der Lichtferne kürzer, geringer? Kein psychologischer Trick kann uns auf Dauer von ihnen befreien. Wir können uns im Ertragen, im Aushalten der Angst nur bewähren und nach dem Grad der Bewährung die Tiefe dessen auszuloten suchen, was Menschlichkeit heisst. Bewährung auf dem Weg zur je eigenen Menschlichkeit bedeutet «Leben mit der